

Die Zeitungs-Welt

Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Nesi schüttelte den Kopf. Was sollte sie davon glauben. — „Aber er hat doch seine Frau sehr gern,“ sagte sie skeptisch, ein wenig zaghaft. „Das geht mir gar net zusammen. Ich — mir kommt das net richtig vor.“

„Seine Frau —? Ja, Schnecken!“ höhnte Greiseneder triumphierend. „Wenn alle Frauen so ausschauen möchten —! Dank schön! Seine Frau! Is schon recht! Seine Geliebte is f... Das sind Deine Freundinnen!“ schrie er plötzlich, „so ein Frauenzimmer ohne Ehrgefühl und ohne Anstand! ... Die darf mir nimmer herankommen! In mein Haus net! Daß Du Dich net unterstellst, mit der Person —“

„Du hast mir gar nix zu verbieten! Ach glaub's net von der Janni —“

„Gaba, Du glaubst's net? Na, frag f' selber! Frag f' nur!“

„No, und wenn —! Wär auch kein Unglück net. Sie haben sich gern.“

„Nesi!“ Er rief es mit entsetztem Erstaunen. „Also das will eine anständige Frau sein? Du — Du bist ja net besser als wie dieses ordinäre Weibsbild! Du! Jetzt weiß ich, warum Du so bist, Du —! O Du — jetzt kenn ich Dich!“ Er lachte höhnisch auf.

Mit geballten Fäusten sprang sie auf ihn los. Ihre Augen funkelten und die Lippen bebten vor Empörung. Ihr Gesicht war freideiß geworden.

„Wenn Du noch ein Wort sagst,“ schrie sie, am ganzen Körper zitternd, „so — so g'schieht ein Unglück, Gott verzeih mir die Sünd! Du schlechter Mensch, Du! Ein schlechter Mensch bist, ein —“

Er stand sprachlos da. Einen Augenblick sah es aus, als ob er sich auf seine Frau stürzen und sie mißhandeln wollte. Doch Nesi war schon ins Schlafzimmer geeilt und verschloß gerade die Türe. Als er sich allein sah, kam die beschämende Ernüchterung über ihn. Stehend ging sein Atem, wie nach einer schweren, körperlichen Anstrengung.

In den Kleidern legte er sich aufs Sofa. Sein Zähzorn war verrauht und Rene begann sich ihm ins Herz zu schleichen. Tränen rannen ihm über die Wangen. Der robuste, kräftige Mann weinte wie eine empfindsame Frau. Die breite Brust zitterte unter den stürmischen Schlägen des Herzens. Er erhob sich und trat ans Fenster. Er hatte das Bedürfnis, die Luft überig in sich hineinzutrinken, ihm war es, als müßte er ersticken.

Reise schließlich er zur Türe und horchte. Es kam ihm vor, als hörte er unterdrücktes Schluchzen. ... Nun war wieder alles ruhig. Er blieb noch lange stehen, mit einem zärtlich ängstlichen Ausdruck im Gesicht, wie eine Mutter, die den Schlaf ihres kranken Lieblinges belauscht.

„Nesi!“ hauchte er weich, kaum hörbar. Seine Stimme zitterte. „Nesi, schläfst Du?“

Er hörte, wie sie sich im Bette umdrehte. Nun ging sie zur Türe — seltsam kloß es durch seinen Körper, wie erwartungsvolle Spannung und köstliches Erschlaffen — jetzt hatte sie den Schlüssel in der Hand — jetzt, jetzt ging die Türe auf. „Nesi!“ kam es sehnsüchtig von seinen Lippen — sie überzeugte sich, ob das Schloß gesperret war und ging zurück.

In enttäuschter Wut stieß er einen derben Fluch zwischen den Zähnen hervor.

Die ganze Nacht wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager herum. Früh fühlte er sich wie zerschlagen. Der Kopf brannte ihm, und in den Gliedern lag es schwer wie Blei. Noch vor dem Frühstück ging er weg. Mit ihr wollte er nicht zusammentreffen. Mühselig schleppte er sich in ein benachbartes Kaffeehaus. Wenn er etwas Warmes in den Magen bekam, würde es schon besser werden, dachte er. Doch die gewohnte Zigarre behagte ihm nicht. Nach einigen Zügen legte er sie weg. Er hatte keine Geduld, die Zeitung zu lesen. So saß er teilnahmslos da und starrte zum Fenster hinaus. Er fühlte sich so müde, daß er sich nicht zum Aufstehen entschließen konnte. Und dieses eigentümliche, quälende Gefühl in den Gliedern. ...

Endlich mußte er gehen. Wie ein Schwerfranker kroch er die kleine Strecke zum Bureau. Die Arbeit strengte ihn an. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Und das schmerzhafteste Gefühl in den Gliedern wurde immer ärger.

Mittags war es unerträglich. Er hatte gar kein Bedürfnis zu essen. Vестürzt suchte er einen Arzt auf. Von dem erfuhr er, daß er krank sei.

Die erste Empfindung, die ihn ergriff, war namenlose Wut gegen Nesi. Sie hatte schuld, sie allein, dieses verfluchte Frauenzimmer, das über ihn nur Unglück gebracht, sein Leben ruiniert und nun auch seine Gesundheit vernichtet hatte. Nur sie, niemand anderer als sie, gräßte es in ihm. Hätte sie sich so benommen, wie es die Pflicht einer anständigen Ehefrau war, wie sie es vor dem Altar beschworen hatte,

es wäre zu alt dem nicht gekommen. ... O, wie er sie hasste, diesen Teufel in Menschengestalt, von dem alles Böse ausging. Mühte gerade er ihr im Leben begegnen, diesem nichts-würdigen Weib, dessen erster und letzter Gedanke war, ihn mit allen Mitteln der Sölle unglücklich zu machen! ...

Als Nesi nach dem Austritt mit ihrem Manne wieder zur Besinnung kam, machte sie sich darüber Gedanken, daß sie sich durch die höhnische Art Greiseneders verleitet, doch zu weit hatte hinreißer lassen.

Gleich am nächsten Vormittag suchte sie sich Klarheit zu verschaffen. Das hätte sie der Janni nie zugefragt. Und daß er ein Mensch ohne alle Religion war — wie man sich manchmal in den Leuten irrt!

Das Paar war nach dem Zehntschlagen seiner Hoffnungen zur Abreise gerüstet. Gerade wollten die beiden von Frau Wondraichsel Abschied nehmen, als Nesi hereinkam.

„Nun ward nichts daraus,“ sagte Brandow mit bitterem Spott, „ich vergaß, daß man hier in Wien die Menschen anders beurteilt als in der ganzen übrigen Welt. — Na, werden wir in Berlin weiter schauspielern! Ist auch nicht das ärgste. Nicht wahr, Janni?“

Sie lächelte traurig. „No ja,“ sagte sie resigniert, „ich wär sehr gern in Wien geblieben, aber — ich hab's früher gar net g'wußt, da war ich ja ein dummes Ganserl, das nix von der Welt verstanden hat — wenn man so von draußen hereinkommt, dann sieht man erst, was Ihr da für Leut seids. Ordentlich schwül im Kopf wird's einem bei Euch. ... Bin doch froh, daß ich wieder wegkomme. — Grüß Euch Gott, alle miteinander, auf Wiederwiedersehen!“

„So ist's recht, Janni!“ sagte Brandow, „das Fräuchen hat schon was gelernt.“

„Sie, Janni,“ bemerkte Nesi zaghaft, „ich mücht Ihnen noch was fragen.“

„Bitte, nur zu!“ Sie lachte die andere freundlich an.

„Is's wahr, Janni — ich hab g'hört —“ sie wurde ganz verlegen und fand nicht die richtigen Worte — „sind S' net böse, Janni — Ihr — seids Ihr wirklich miteinander net verheirat? — Is das wahr?“

Janni und Brandow lachten laut auf. „Und das bringt Sie in Garnisch?“ rief der Schauspieler lustig. „Na, wissen Sie, Madame — für's erste ginge es keinen Men-

sehen etwas an, was wir zwei, Fanni und ich, tun, wenn wir unsere Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllen, für's zweite haben wir uns standesamtlich trauen lassen —“

„In der Kirche net?“ fragte Nesi erstaunt. „Das ist doch keine Hochzeit net.“

„O ja, Frau Untersuchungsrichter. Das Gesetz begünstigt sich in Deutschland mit dieser einen Formfache, den anderen Mumpitz überlassen wir den alten Weibern, nicht wahr, Fanni?“

Fanni nickte. Auch ihr schien dieses sonderbare Verhör viel Spaß zu machen.

„Und für's dritte, liebe Frau Nesi, wollte ich Ihnen sagen — na, nehmen Sie mal an, schätzbare Freundin, wir wären nicht verheiratet — glauben Sie in der Tat, daß die wirkliche Gemeinschaft zweier Menschen ohne die Vitanei des Pfaffen oder die Unterschrift des Standesbeamten zu existieren aufhört? —“

Nesi starrte ihn an, als spräche er von fremden, seltsamen Dingen.

„Oder glauben Sie,“ fuhr er lebhaft fort, „daß eine haltlose Ehe zweier sich ganz gleichgültiger Menschen durch Wedel, Weihwasser und lateinische Worte geädelt und gehoben wird? . . . So sprechen Sie doch, Frau Nesi!“ rief er voll Uebermut.

Sie gab keine Antwort. Die Sprache verlagte ihr. Eine neue, unbekannte Welt hatte sich plötzlich vor ihr aufgetan. Mit energischem Auf hatte, der Mann, der da vor ihr stand, den Vorhang von einem Geheimnis weggerissen, das sie bisher für heilig und unantastbar gehalten hatte. Nun konnte sie hineinblicken, und mit seltsam klarem Auge sah sie die Dinge, wie sie wirklich waren, herausgeschält aus ihrer mythischen Hülle, und ihre Augen waren geblendet von dem hellen Glanz des Tageslichtes, das sich in vollem Schwall in sie ergoß.

„Herr Brandow,“ lispelte sie verlegen, „wissen S' auch warum —“

„Warum ich nicht ankommen konnte? — O ja, sehr gut. Herr Stolz hat mir's ja höchstselbst mitgeteilt.“

„Es's wahr, Herr Brandow, daß die Freimaurer den Herrgott umbringen wollen, wie die Deut sagen? — Gehen S', lachen S' mich net aus!“ sagte sie ganz verschüchtert, als Fanni und Brandow in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Sie, Frau Nesi,“ bemerkte Brandow, der sich vergeblich bemühte, ernst dreinzusehen, „wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Sagen Sie mir's bitte! . . . Wo ist Gott?“

„No, im Himmel droben!“

„Also steigen Sie gefälligst hinauf und bringen Sie ihn um! Können Sie das?“

„Nein,“ sagte sie zaghaft. Ihre gläubige Entrüstung begann zu wanken.

„Ich auch nicht. . . Na, sehen Sie. Halten Sie den Herrgott für so schwach, daß man ihn umbringen kann?“

„Dann versteh ich net,“ murmelte sie kopfschüttelnd, „warum haben i' dann so eine Wut auf Ihnen? Etwas müssen S' ja doch tun, was net in der Ordnung is.“

„O ja,“ sagte Brandow schelmisch. „Wir machen gar kein Gekl daraus —“

Nesi streckte den Hals, um sich kein Wort entgehen zu lassen. Also war ihm eigentlich doch recht geschehen, diesem Brandow. Er tat etwas, was man nicht tun durfte.

„Und wissen Sie was das ist, Frau Nesi? . . . Also hören Sie! —“

„No —“

„Wir wollen aus uns Menschen machen, die sich nichts vorlügen lassen, mit klaren Augen durch die Welt gehen, für die Wahrheit eintreten und die Lüge und Heuchelei bekämpfen, wo sie auf sie stoßen.“

Mit jedem Wort, das sie hörte, wuchs ihr Staunen. Fieberhafte Erregung lief durch ihren

Körper. Sie fühlte die heiße Blut, die sie durchströmte. Ihre Wangen röteten sich, der Atem stockte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf Brandow. Gierig sog sie die seltsame Botschaft in sich ein. Zum zweiten Male war's ihr, als hätte sich etwas in ihr, als ginge von diesem Manne eine wunderbare Kraft aus, die ihre undeutlichen Empfindungen so leicht und plastisch zum Ausdruck brachte. . . . Das paßte ja ganz auf sie, was er da gesagt hatte. „Für Wahrheit eintreten, die Lüge und Heuchelei bekämpfen,“ murmelte sie still vor sich hin.

Sie kannte sich gar nicht mehr. War sie es noch selbst? So ganz anders sah sie jetzt die Dinge an, so klar und nüchtern und ohne nebelhaftes Verweil, das ihr die Sinne getrübt und alles in ein heilig frommes Dunkel gehüllt hatte.

Sie erzitterte unter dieser Erkenntnis. Wo war die Sünde? . . . Wenn sie offen und mutig die Wahrheit bekannte oder wenn sie die Lüge feige weiter fortzuschleppte? . . .

15.

Es hatte den ganzen Vormittag in feinen, weichen Flöckchen geschneit. Nun lag schmutziger Kot auf der Straße, und ein nebliger Rauch erfüllte die Luft. Jetzt, um zwei Uhr nachmittags, dämmerte es schon. In den Ecken des Zimmers verschwammen die Umrisse der Gegenstände zu undeutlichen Schatten.

Nesi presste ihr Gesicht an die nassen Scheiben und blickte hinaus. Einige Menschen stapften durch den Morast. . . . Sie nahm das Buch vor, in dem sie bisher gelesen hatte. Nun legte sie's wieder weg. Sie gähnte. Gelangweilt griff sie nach der Zeitung und schlug die „kleinen Anzeigen“ auf. Dann blätterte sie ziellos herum und warf das Blatt aufs Sofa.

Sie ging zum Speiseschrank und schnitt ein Stück vom Sonntagstuchen ab. Beim Fenster stehend und teilnahmslos hinausstarrend, biß sie Stück für Stück ab und kante mechanisch. Jetzt streckte sie die Arme in die Höhe und ließ die Gelenke knacken. Wiederum ein lautes Gähnen.

Nach einigen Trommelübungen auf der Fensterscheibe nahm sie eine Stidarbeit vor. Seit einem Jahre dieselbe. Sie kam nicht vorwärts. Auch jetzt legte sie den Rahmen nach ein paar Stichen weg. Das Zeug machte ihr keine Freude. . . . Wozu auch? Für wen? Es war ja alles ganz gleich.

Nun setzte sie sich aufs Sofa und griff wieder nach der Zeitung. Sie sah die Titel der einzelnen Notizen an und überflog den Inhalt. Bald war sie fertig und begann abermals ziellos hin und her zu blättern. Jetzt schien sie eine Nachricht zu interessieren. Sie lehnte sich bequem zurück, schlug die Beine übereinander, faltete das Blatt zusammen und begann aufmerksam zu lesen.

Es stand darin, daß ihr Vater gestern in einer Versammlung eine Rede gehalten hatte. Sie war wörtlich wiedergegeben. „Die Agitation der Liberalen und Freimaurer gegen die Unlösbarkeit der katholischen Ehe“ war der Titel der Notiz, in der ausgeführt wurde, welche Verdienste sich der rührige Gemeinderat Wendel um die Bekämpfung dieser Volkspeste erworben habe, mit welchem unermüdblichen Eifer er der ruchlosen Mißarbeit dieses religionslosen Gesindels entgegentrete, das mit frebler Hand am Heiligsten, was das Volk besitze, an der Religion, zu rütteln wage und jetzt sich sogar vermessen habe, die Art an eines der Sakramente der Kirche, an die Ehe zu legen, um die Zuchtlosigkeit an deren Stelle zu setzen. Aber das katholische Volk wisse, was ihm fromme und werde die Reinheit der Ehe nicht von unsauberen Händen beschmutzen lassen. Mit Recht habe darum Herr Gemeinderat Wendel die gläubige christliche Bevölkerung zum Kampf

gegen diese verkommene Motte aufgerufen. Gegen eine solche dreiste, unerhörte Zumutung würden sich die katholischen Frauen mit Entrüstung auflehnen. Mänschender Beifall wäre, so berichtete die Zeitung, diesen glühenden Worten des beliebten Redners gefolgt.

Heiße Röte war ihr während des Lesens in die Wangen gestiegen. Unwillig warf sie das Blatt weg. Noch vor einem Jahre hätte sie diesen Unsinn geglaubt, dachte sie. Doch seit dem Gespräch mit Brandow war sie eine ganz andere geworden. Wohl durch ihr eigenes Geschick veranlaßt. . . . Na, sie fühlte es genau, was das bedeutete, sich zur Wahrheit bekennen und gegen verbreitete Lügen aufstehen zu wollen.

In alle Welt hätte sie es gern hinausgeschrien, daß nicht ein heiliges Sakrament, sondern ihr Mann verband, sondern sich würdige Ketten, die sie am liebsten mit einem Auf geprenzt hätte — so elend war ihr ums Herz. Doch sie mußte dieses Martyrium ertragen, mußte vor der Welt lügen und heucheln, um kein Verbrechen an der Religion zu begehen, zu anderen Verbrechen greifen. Das war aber gestattet. Das Unglück zweier Menschen und die Lüge — das waren gottgefällige Werke.

Ein mildes, gequältes Lächeln stand auf ihren Lippen. Wer ihr das vor zwei Jahren gesagt hätte! Die Nesi Wendel, das dünne, lustige Greisermädel aus der Mollardgasse, die sollte sich den Kopf mit so ernsten Sachen beschweren.

Seit dem Gespräch mit Brandow verlor sie der Gedanke, endlich den Schritt zu wagen, von dem sie gar keine Bedenken mehr zu machen hielt. Dann war diese schwere Krankheit ihres Mannes gekommen, Gelenkentzündung, mit der er viele Wochen unbeweglich gelegen hatte. Da hatte sie ihn nicht verlassen können und ihn gepflegt und seine boshaften Launen und die Ausbrüche seiner unerklärlichen Wut mit Geduld ertragen, trotz des glühenden Fusses, der in ihrem Herzen wohnte. Als dann der Arzt erklärt hatte, daß eine Herzbeutelentzündung dazugekommen sei und jede Bewegung ferngehalten werden müsse, da hatte sie weiter geduldet und nicht den Mut gehabt, mit dem hervorzutreten, woran sie immerfort dachte, bei Tag und bei Nacht.

Wie wenn sie sich damit vor sich selbst hätte verbergen können, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, als sie sich daran erinnerte, wie oft sie während dieser Krankheit gebetet hatte, Gott möge sie von dem verhassten Manne befreien. O, wenn er stirbe, hatte es oft in ihr sehnuchtsvoll aufgeschrien, dann hätte all der Jammer plötzlich ein Ende.

Sie erschauerte. Wie gefühllos sie geworden war! Das machte dieser ewige Druck der Lüge und der Heuchelei, der sie nur an sich deuten ließ. . . . Ein Mißfall hatte ihn bald darauf neuerlich aufs Krankenlager geworfen, und sie hatte wieder gehofft, wieder vergeblich. Seit zwei Wochen ging er herum, frisch und munter, aber voll Bosheit, jeden Moment nur da auf bedacht, sie zu quälen und ihr das Leben zu verbittern. . . .

Jetzt schnarchte er im Nebenzimmer. Wie widerlich das klang! Bald würde er aufstehen und seinen Vergnügungen nachgehen. Das war ihre schönste Zeit, wenn er nicht zu Hause war. Seine bloße Gegenwart trieb ihr einen Geist der Unruhe bis in die äußersten Fingerspitzen. Alles zitterte in ihr. . . .

Sie sprang auf und stellte sich vor den Ofen, die Hände auf dem Rücken. Es fröstelte sie. Bald darauf war es ihr, als finge der Körper Feuer. Sie setzte sich ans Fenster. Es schneite wieder. Feine Floden fielen wirbelnd auf die Scheiben und zerrannen zu einem unscheinbaren Tröpfchen Wasser, das langsam hinunterfloß.

(Fortsetzung folgt)

Der gegenwärtige Stand der drahtlosen Telegraphie.

Von Karl Hermann.

(Schluß)

Die Entladung, die ihren Weg durch den runden Kupferbügel sucht, ist ein momentaner elektrischer Strom. Was verursacht aber eigentlich seinen oszillatorischen Charakter, sein in zwei verschiedenen Richtungen pendelndes Hin- und Hergehen? Man erklärt die Oszillation durch zwei zusammengehörende Dinge, Selbstinduktion und Kapazität. Die Wirkung der Selbstinduktion läßt sich an einem Vergleich erläutern. Wenn wir einen langen Kupferdraht in eine dichte Spiralarolle aufwickeln und die beiden Enden an eine passende Stromquelle bringen, so wird der von den Windungen umgebene Raum innerhalb der Rolle sogleich von einem Bündel paralleler magnetischer Strahlen — erfüllt. Geschieht mit dem die magnetischen Strahlen erregenden Strom irgendeine Änderung, dann rufen die Kraftlinien nach dem Naturgesetz der Wechselfolge zwischen Elektrizität und Magnetismus sofort ihrerseits einen Strom in den Drahtwindungen hervor. Dieser sucht dem ursprünglichen stets entgegen zu fließen. Solche Selbstinduktion äußert sich nun auch in dem, freilich nur eine einzige Windung bildenden Bügel unseres Kondensators.

Der allererste Entladungsstoß nun erzeugt Kraftlinien, diese einen Gegenstrom, und der behauptet jetzt den Draht. Infolge der Veränderung der magnetischen Kräfte stellt sich dem sogleich ein dritter Stromstoß entgegen, der wieder in der Richtung des ersten verläuft usw., bis beim neutralen Zustand das wechselseitige Ringen aufhört. Jeden Stromstoß begleitet natürlich ein Einzelsinken der Gruppe. Damit das Spiel jedoch überhaupt stattfinden kann, ist ein gewisser Vorrat von elektrischer Energie erforderlich, und dieser richtet sich nach dem Vermögen des Kondensators, Elektrizität aufzuspeichern, nach der Kapazität. Sie liegt begründet im Umfang seiner Metallfläche, dem Material und der Dicke der isolierenden Trennungswand. Die Größe der Kapazität und Selbstinduktion, die man durch Einfügung mehrerer Drahtwindungen zu erhöhen vermag, beherrscht nun jene elektrischen Prozesse, denn sie bestimmt die Zeit zwischen dem Hin- und Herfluß der elektrischen Impulse und ihrer einzelnen Funken. Sind Kapazität und Selbstinduktion beträchtlich, so erfolgen die elektrischen Schwingungen langsamer, jedoch schnell, sobald man dieselben klein bemißt. In allen Fällen aber bleibt die Energie bestrebt, mit der immensen Geschwindigkeit des Lichts durch den Raum zu fliegen, und darum ist sie genötigt, unter langsameren Schwingungen lange Wellen im Äther, bei schnellen Schwingungen kurze Wellen zu nehmen.

Unsere Versuchsanordnung mit der Franklinschen Tafel hätte, allgemein gesagt, größere Kapazität und Selbstinduktion als ein Herzscher und Nighischer Oszillator. Experimentierte Marconi bei seiner drahtlosen Telegraphie mit seinem Nighischen Oszillator, dann wären, wie wir es eben erklärten, geschwinde Entladungen und kleine, vielleicht $\frac{1}{2}$ Meter lange Wellen zu erwarten gewesen. Die Forschung aber wies nach, daß der Luftdraht, der sich ja an den Schwingungen beteiligt, die Wellen ganz gewaltig verlängert, sie erreichen nämlich die vierfache Länge des Drahtes selbst. Magte beispielsweise die Antenne 6 Meter empor, so waren die Wellen bereits 24, bei 25 Meter Höhe schon 100 Meter lang. Auf dieses Verhalten wird sich jedenfalls die hohe Reichweite der Marconischen Apparate gründen.

Die langen Wellen verlieren sich mit ihrer Kraft im Luftraum nicht so leicht wie kurze; es ist vielleicht ähnlich wie beim Schall, wo man ebenfalls tiefe Töne, also lange Schallwellen, weiter vernimmt.

Gewiß hat Marconi als Erfinder sein System der drahtlosen Telegraphie, das bald für praktische Verkehrszwecke reif war, seither im Auslande wesentlich vervollkommenet. Er verwendet besondere Apparate zur Erzeugung und Nachweisung der elektrischen Schwingungen, benützt starke elektrische Kräfte für den Betrieb der Induktionsapparate und baut die Antennen instatt aus einem aus vielen Metalldrähten. Am das Stationshaus sind z. B. vier hohe Gittermasten oder Türme errichtet und oben mit einem Riereck starker horizontaler Drähte umrahmt. Vom Mittelpunkt unten hat man dann ein Bündel von Kupferdrähten, das sich schräg nach dem Trahtviereck empor ausbreitet, aufgespannt. Es soll damit eine bessere Ausstrahlung der elektrischen Energie erzielt werden.

Auf andere Bahnen wurde die drahtlose Telegraphie in Deutschland gelenkt, wo sie ebenfalls wichtige Verbesserungen von Slaby und besonders von Braun erfuhr. Nach der Idee von Slaby in Charlottenburg erhielten die Teile, in denen die oszillatorischen Entladungen vor sich gingen und die man zusammen als Schwingungskreis bezeichnet, eine andere Anordnung. Außerdem gedachte man hier zunächst lange Wellen mittels sehr hoher Antennen zu erzeugen. Professor Braun in Straßburg wollte indes die Reichweite dadurch heben, daß in dem Schwingungskreis große Elektrizitätsmengen spielen und ausgestrahlt werden. Die elektrischen Wellen, die im Äther des Luftraumes dahinvogen, gewinnen damit weniger an Länge, sie bilden nur, man kann sich so bildlich ausdrücken, mächtigere Wellenberge. Auf den Mitteln, deren Braun sich dazu bediente, basiert der Betrieb der heutigen Stationen für drahtlose Telegraphie.

Um große Elektrizitätsmassen schwingen zu lassen, ist es notwendig, eben Apparate mit hohem elektrischen Fassungsvermögen, erheblicher Kapazität, zu benutzen und deshalb den einfachen Oszillator durch einen Kondensator zu ersetzen; die Kapazität steigert man noch weiter, wenn man mehrere Kondensatoren vereinigt. Da braucht nun ein solcher Apparat nicht die Gestalt der Franklinschen Tafel zu besitzen. Er kann ein länglicher Glaszylinder sein, mit Staniolummkleidungen innen und außen, — eine Leydener Flasche. Derartige Apparate stellt man nebeneinander, verbindet je eine Gattung der Belege mit einem starken Metalldraht und läßt die beiden an zwei sich nähernden Kugeln münden. Hier erscheint nach der Elektrifizierung der „Flaschenbatterie“ ein äußerst kräftiger Funken. Seine einzelnen Oszillationen sind infolge der beträchtlichen Kapazität und, sobald man vorher einen mit mehreren dicken Drahtwindungen umwickelten Zylinder in den Lauf eines der beiden Drähte einschaltet, der großen Selbstinduktion nicht so rasch, aber bedeutend intensiver als in einem Oszillator.

Die Elektrizität fließt hier von der einen Seite der Flaschenbatterie über den Draht und die Luftstanz zwischen den Kugeln, die Funkenstrecke zur anderen Seite zurück, sie beschreibt einen kreisförmigen Weg, und man spricht von „geschlossenem Schwingungskreis“, zum Unterschied von der Marconischen Anordnung, wo das eine Ende sich oben in der Luft, das zweite unten in der Erde befand, dem „offenen Schwingungskreis“. Da es nun möglich ist, im geschlossenen Schwingungskreis mit erheblichen Energiemengen zu arbeiten, der offene jedoch, wie es Marconi zeigte, in ganz besonderer Weise die Fähigkeit besitzt, die Energie weithin auszustrahlen, kombinierte Braun die beiden An-

ordnungen und verband an der Sendestation mit den Apparaten für die Zeichengabe eine Batterie Leydener Flaschen nebst Luft- und Erddraht.

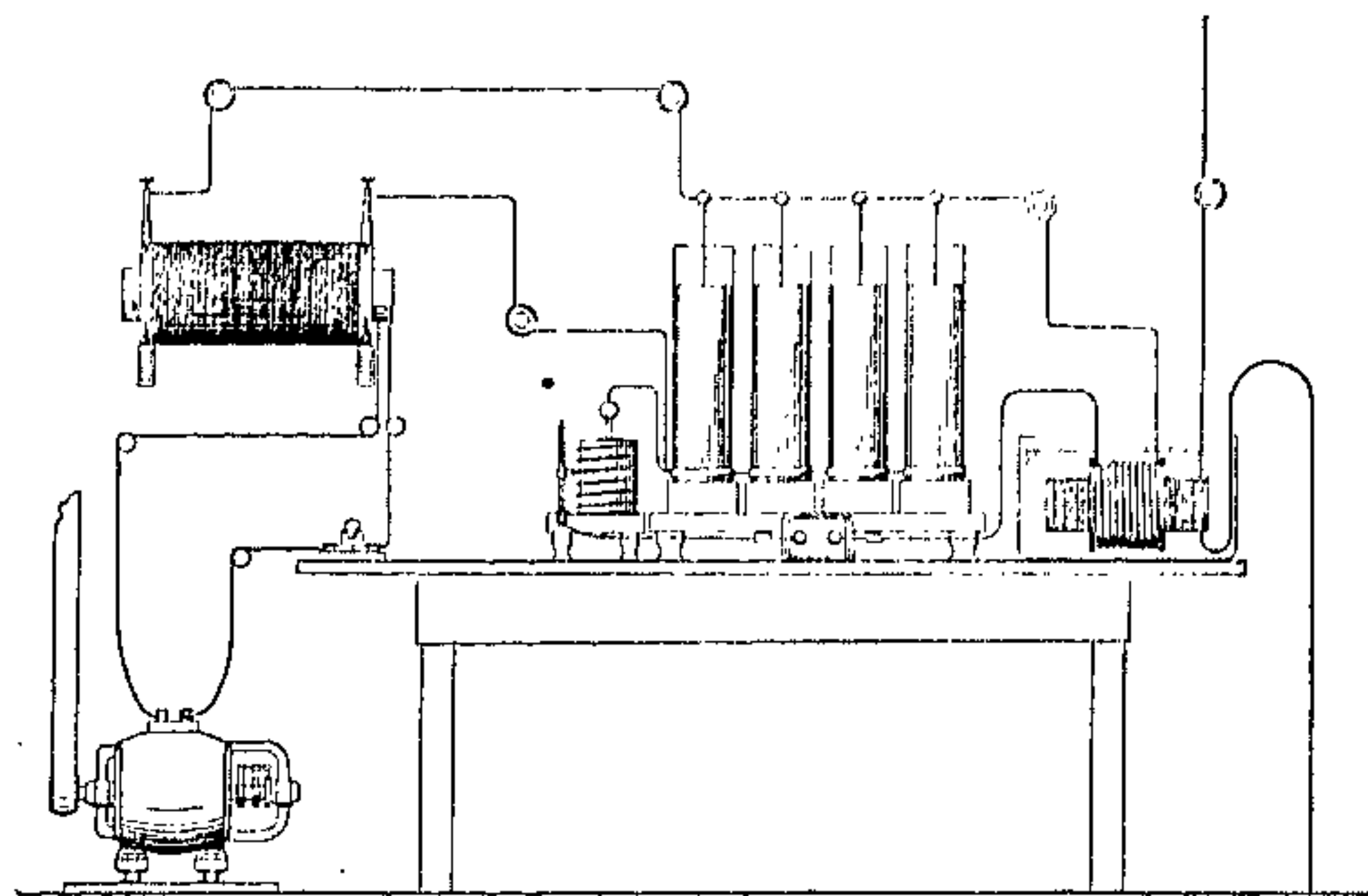
Die Einrichtung zum Senden der Depeschen nach dem Draunischen System der drahtlosen Telegraphie setzt sich demnach aus folgenden Teilen zusammen: Ein großer Induktionsapparat liefert die hochgespannten Stromimpulse, und, um diese selbst von der Grundwindung aus zu erzeugen, zirkuliert darin ein von einer maschinellen Vorrichtung geschwind unterbrochener Strom. Ist entwickelt man für größere Leistungen direkt mit Dynamomaschinen starke Wechselströme, die wegen ihres kontinuierlichen Richtungsverlaufes an der Grundwindung ohne Unterbrecher Induktionswirkungen äußern. Auch da enthält die Leitung den Selbstlast. Die Hochspannungsdrähte gehen nun nach den Metallteilen, die die Leydener Flaschen zur Batterie zusammen schließen, der eine an die Vereinigung sämtlicher äußeren, der zweite an die aller inneren Belege. Zwei weitere Drähte, von denen der eine als Selbstinduktionswicklung aufgerollt ist, führen von den Vereinigungspunkten der Funkenstrecke, die man wegen des knatternden Geräusches der Funken in besonderen Kästen verbirgt. Mit den beiden muß man nun Luft- und Erddraht in Verbindung bringen, und zwar geschieht dies auf zweierlei Art. Man kann entweder vor den Augen der Funkenstrecke den einen Draht für das untere Ende der Antenne den anderen für das obere Ende des Erddrahtes verzweigen, oder man bildet den einen Draht zur Grundwindung eines Transformators aus: ein Gerät aus zwei gesonderten Drahtrollen, wie ein Induktionsapparat. Treten an der ersten schnelle elektrische Veränderungen ein, so in diesem Falle oszillatorische Entladungen, so erscheinen auf der zweiten immens hoch gespannte Wechselströme; von ihr verlängert man das rechte Ende zum Luft-, das linke zum Erddraht. Für die erste Verbindungsart braucht die Technik die Bezeichnung galvanische Kopplung, das andere Mittel heißt induktive Kopplung. Den bei der letztgenannten erforderlichen Transformator senkt man zur Trennung der hohen Spannungen unter Tel. Dementsprechend rüstet man auch in der Empfangsstation den offenen Schwingungskreis, Antenne und Erddraht, mit einem geschlossenen Schwingungskreis von Kapazität und Selbstinduktion aus. Darin liegt hier gleichfalls ein Transformator, und der Kohärer wird von der Strömung seiner zweiten Wicklung angeregt, die daneben, je nach dem Schaltungssystem, noch Kondensatoren speist. Sonst vollzieht sich alles weitere: die Betätigung des Relais und Telegraphen, wie wir es schon oben ausführlich schilderten.

Der Betrieb in seinen Einzelheiten ist aber für den Nichtfachmann etwas kompliziert, einmal darum, weil man im praktischen Verkehr jede Station mit Maschinen und Apparaten für die Sendung wie auch mit Empfangsapparaten versieht. Die an größeren Stationen heute meist aus vielen, unten vereinigten Luftdrähten hergestellte Antenne und Erdleitung benutzt man zu beiden Zwecken, man muß sie also vor Sendung oder Empfang einer Depesche durch Umschalter mit der einen oder anderen Apparatgruppe in Verbindung setzen. Außerdem verwendet man neben dem Morsechreibapparat und Kohärer manchmal noch ein anderes Empfangsgerät, den elektrolytischen Wellendetektor mit gesondertem Transformator. Davon lassen sich die Morsezeichen, ohne Einfügung des Relais, nur mittels Telephonhörers an ihrer Dauer erkennen. Nach alledem verlangt der technische Betrieb eine verwirrende Anzahl von Leitungsverbindungen. Das wichtigste Hilfsmittel dürfen wir indes nicht ver-

gessen, die Verwertung der elektrischen Resonanz bei der drahtlosen Telegraphie. Dem Ausdruck Resonanz begegnen wir in der Musik; man kennt als das häufigste Beispiel die beiden Stimmgabeln, die mit ein und demselben Ton klingen. Schlägt man nun die eine an, während die andere ruhig gehalten wird, so beginnt auch diese mitzuschwingen. Das rührt daher, weil die Schallwellen gegen einen Körper prallen, der fähig ist, sofort in genau demselben Rhythmus mitzuschwingen. Dies ist Resonanz, die aber gestört wird, sobald man bei einem Teile den Ton ändert. Dann streichen die Schallwellen wirkungslos vorüber. Spielt man den ursprünglichen Ton auf Violine oder Klavier, stets stimmt die Gabel wieder mit; Resonanz tritt demnach ein, wenn an einen Gegenstand diejenigen Wellen gelangen, die er selbst aussenden würde. Ebenso verhält es sich mit zwei elektrisch schwingungsfähigen Geräten. Ladet man eine von zwei völlig gleichgebauten Franklinschen Tafeln, die man nebeneinander stellt, und befestigt an der anderen einen ebenso gebogenen Drahtbügel wie den, mit dem man die erste entladen will, so schlägt im Moment des Funkens auch zwischen der leeren Tafel ein solcher über. Kapazität und Selbstinduktion und die Länge der elektrischen Wellen stimmen überein — also fängt der zweite Kondensator an mitzuschwingen, weil er dieselben Wellen bekommt, die er sonst selbst aussendet. Das wäre die elektrische Resonanz; sie einzuleiten, nennt man auch „abstimmen“. Man bewerkstelligt diesen Vorgang, indem man Kapazität und Selbstinduktion eines Geräts derart verändert, daß es von einem benachbarten, sich entladenden, von selbst zu Schwingungen erregt wird. Wellen von anderer Länge als die aus der Art der gemeinsamen Schwingungen resultierenden gehen unmerklich vorüber.

Naturngemäß macht die Technik der drahtlosen Telegraphie von der Resonanz ausgiebigen Gebrauch, man stimmt die Antenne beim Senden auf die Glaschenbatterie, auf der

reagiert. Zweitens ist dadurch das Erscheinen der elektrischen Vorgänge an dem gewünschten Ort gesichert. Der erste Vorteil ist wichtig für eine gewisse Geheimhaltung der Nachricht, weil die elektrischen Wellen, die sich ja eigentlich nach allen Seiten verbreiten und die Depesche überall hin tragen würden, jetzt nur die richtige, abgestimmte Station anregen. Das andere betrifft die Reichweite. Obwohl an den Gebläsestationen beträchtliche Kräfte ausgetrahlt werden, zu deren Schaffung Motoren, auch größere Dampf-



Schema der Drahtlosen Anordnung, Sendestation mit induktiver Kopplung

maschinen, dienen, läßt die Gewalt der Wellen auf der Wanderung sehr schnell nach und bei hohen Entfernungen gelangen eben nur Spuren von Kraft an den Empfangsdraht. Die dortigen Zuhörer rührten sich kaum, wenn sie nicht in Resonanz mit der schickenden Station ständen. Demnach gewährleistet das Mittel die Ueberbrückung der größtmöglichen Distanzen, gegenwärtig mit den leistungsfähigsten Stationen ungefähr 2500 bis 3000 Kilometer. Die allgemeine Bedeutung der drahtlosen Telegraphie brauchen wir heute nicht eingehend zu erörtern, sie ergibt sich ja aus ihrem Wesen; die drahtlose Telegraphie erlaubt, dort mittels elektrischen Stroms Zeichen auszutauschen, wo Fernleitung absolut fehlen muß, z. B. vom Festland nach fahrenden Schiffen und umgekehrt, von einem Schiff zum anderen, über Wüsteneien usw. Hier ist ihr Nutzen augenfällig und man lernt die drahtlose Telegraphie als Kulturmittel schätzen.

Das neue Persien.

Von Heinrich Cunow.

(Fortsetzung.)

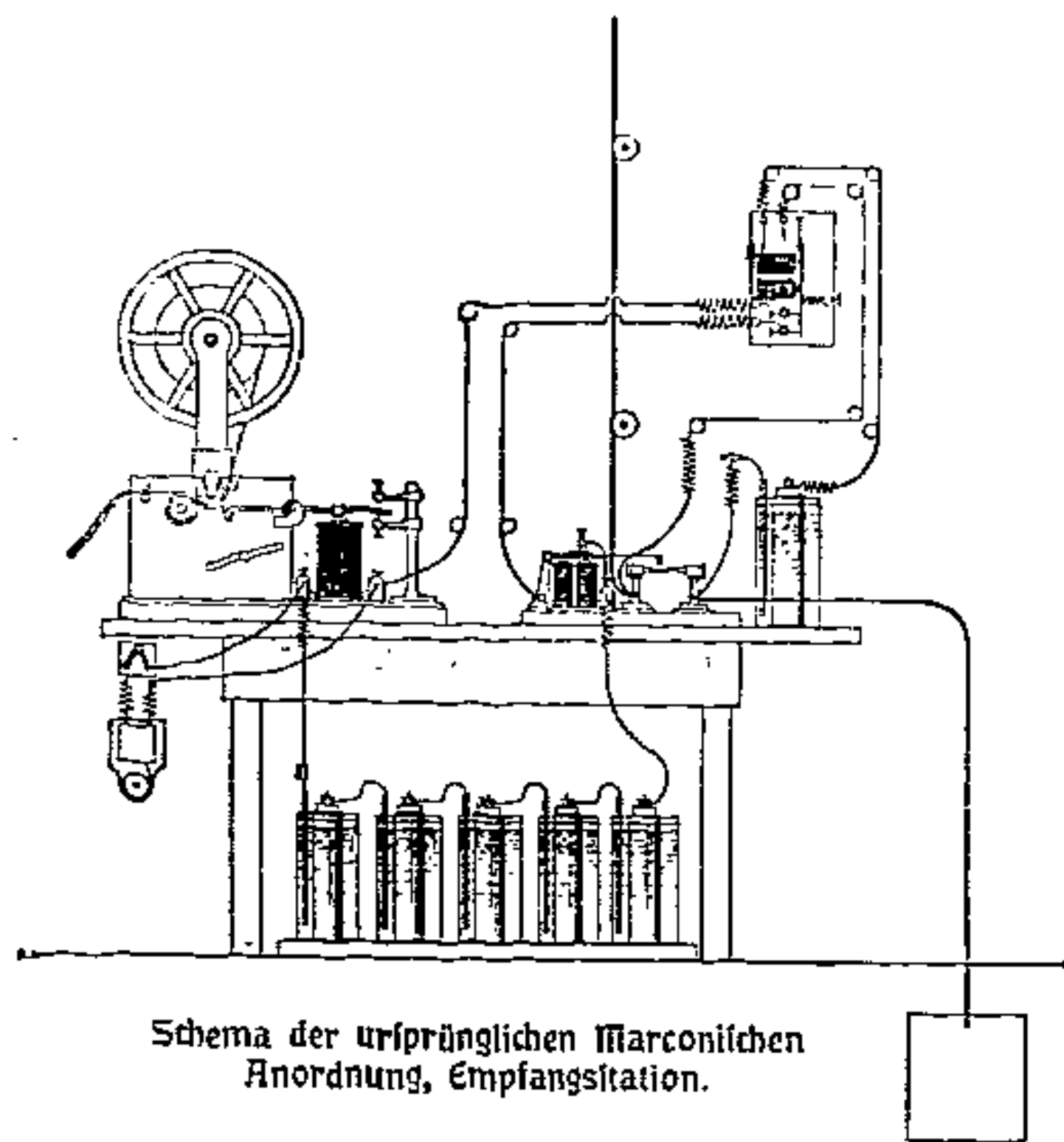
Die andauernden Kämpfe mit den Osmanen hinderten natürlich die wirtschaftliche Entwicklung des Reichs; dennoch nahm während dieser Zeit das wirtschaftliche Leben Persiens einen entscheidenden Aufschwung. Besonders suchte Abbas durch Ansiedelung von gewerbetreibenden Armeniern in verschiedenen Teilen des Reichs, sowie durch Anlage von Landstraßen Gewerbe und Handel zu heben. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien kam zwar Persien als Durchgangsland des Handelsverkehrs zwischen Indien und den Ländern des Mittelmeeres kaum noch in Betracht, dagegen entwickelte sich im Norden ein nicht unbeträchtlicher Verkehr über die Kaukasuspässe und das Kaspische Meer mit Rußland, und zugleich trat Persien an seiner südlichen Küste in Handelsbeziehungen zu England.

Als echte machtgerige Orientalen hatten jedoch die späteren Saffiden in ihrem großen

Reich nicht genug; sie suchten ihre östliche Reichsgrenze wieder bis zum Indus vorzuschieben, stießen hierbei aber auf den energischen Widerstand der sunnitischen Afghanen, die schließlich 1722 bis Isfahan vordrangen, den letzten Saffiden vertrieben und ihren Anführer Mahmud als Schah einsetzten.

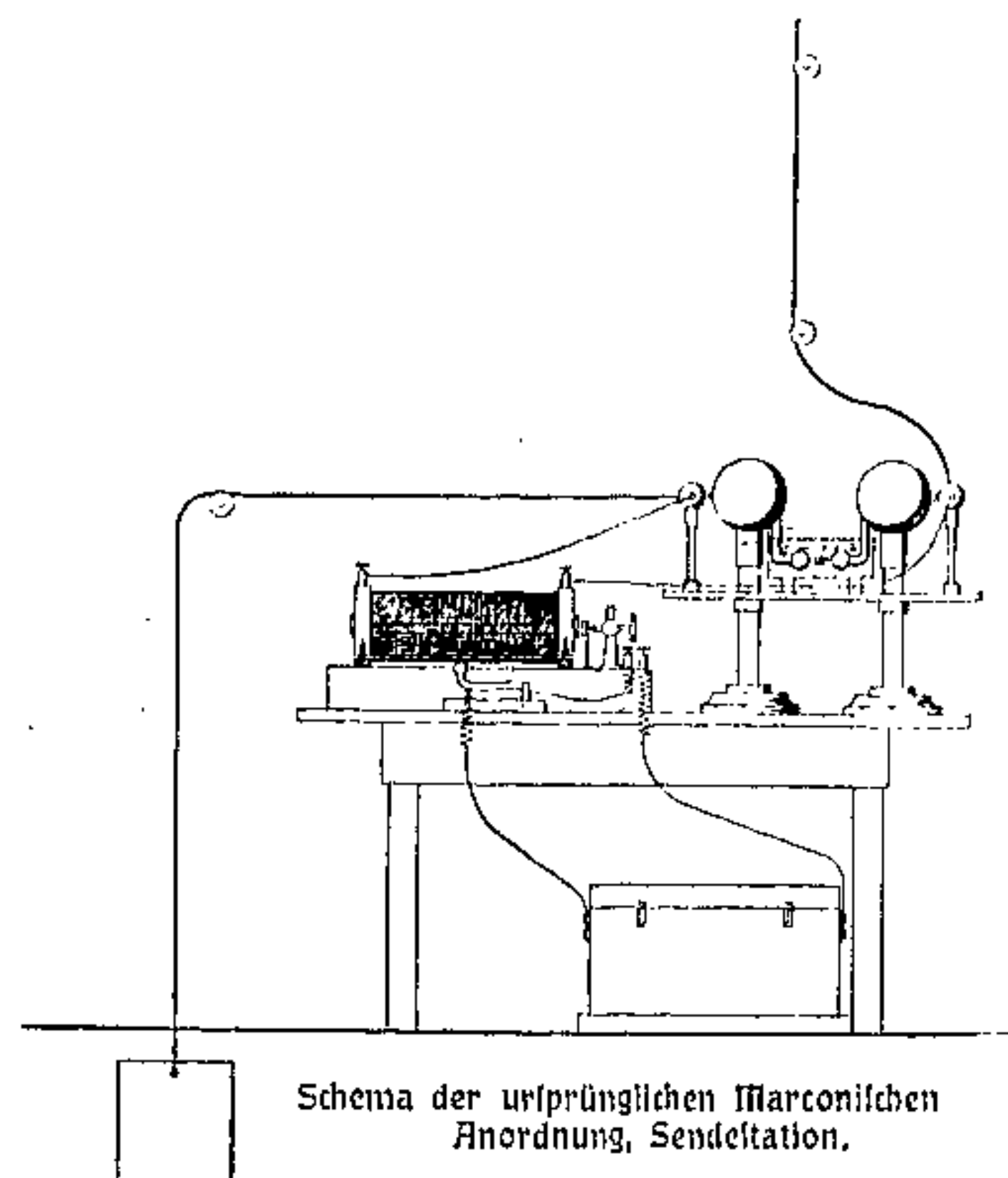
Lange vermochte sich die aufgezogene afghanische Dynastie nicht zu halten; ein um großen Teil aus Kirgisiden, dem Hauptstamm der iranisierten Türken, bestehendes Heer war die Afghanen aus dem Lande. Der neue Thron bestieg der Anführer der Kirgisiden, der Schah Nadir, der das Reich durch Unterwerfung der Afghanen wieder bis zum Indus erweiterte. Selbst bis in das nördliche Asien drang er 1738 mit seinem Heere vor und trug reiche Beute heim. Nach Uebertritt zum sunnitischen Glauben, seine Erhöhung der Abgaben, Einführung von Gütern der schiitischen Priesterschaft und seine despotische Willkür riefen aber bald allgemeine Erbitterung unter der iranischen Bevölkerung hervor. 1747 wurde er ermordet. Die Folge war nicht nur, daß die Afghanen wieder ein eigenes Reich aufrichteten, sondern daß auch in Iran ein langer Kampf zwischen verschiedenen persisch-türkischen Stämmen um die Herrschaft entbrannte, bis 1794 der schiitische Türkenstamm der Stadsharen die Oberhand erlangte, und sein Oberhaupt Aga Mohammed Chan die Herrschaft übernahm.

Mit Aga Mohammed Chan, einem brutalen Eunuchen, bestieg die Dynastie den Thron, die noch heute in Persien herrscht. Dem nomadischen Türkenstamm der Stadsharen, der im Süden des Kaspischen Meeres, in der Provinz Marandean haust, entsprossen und die Türken als die Basis seiner Macht betrachtend, nahm Aga Mohammed Chan nicht, wie die früheren Schahs seinen Sitz in Schiras oder Isfahan, sondern verlegte seine Residenz nach Teheran, das den Weidegebieten der Türkenstämme näher liegt.



Schema der ursprünglichen Marconischen Anordnung, Empfangsstation.

anderen Seite bei Empfang durch regulierbare Kondensatoren und Selbstinduktionspulen auf diese Instrumente ab. Die Folge davon ist, daß wegen der Gemeinsamkeit der Wirkungen ein besserer Effekt zustande kommt. Ebenso bringt man auch zwei korrespondierende Stationen miteinander in Einklang, indem man vorher vereinbart, mit einer bestimmten Wellenlänge zu arbeiten. Zwei Vorteile bietet das; erstens existiert die größte Wahrscheinlichkeit, nur diejenige ferne Station anzurufen, die auf diese Schwingungen



Schema der ursprünglichen Marconischen Anordnung, Sendestation.

Mit Hilfe der Türkenstämme gelang es Mohammed die Provinz Chorassan, wo die Nachkommen Nadir Schahs Zuflucht gefunden hatten, sowie den größten Teil Georgiens zu erobern. Daraus entspann sich ein ernstlicher Konflikt mit Rußland, da sich Georgien unter den Schutz Rußlands gestellt hatte. Rußische Truppen drangen in Nord-Persien ein und bedrohten die Provinz Aserbeidschan mit Eroberung, als plötzlich 1796 die Kaiserin Katharina starb und ihr Nachfolger Paul I. das Heer zurückrief, um es in Europa zu ge-

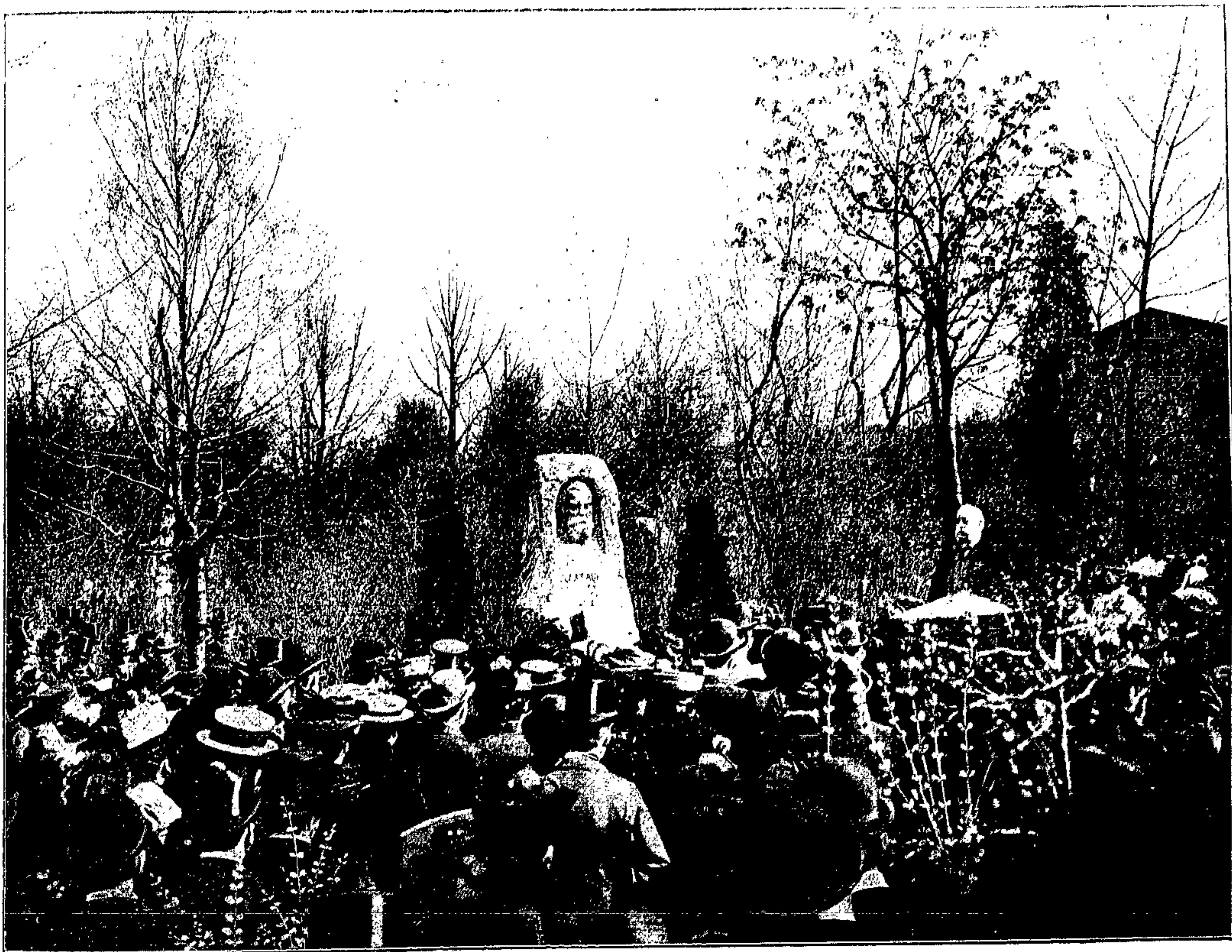
branchen. Immerhin verlor Persien die Stadt Terbent am Kaspischen Meer und einen Teil der Gebiete am Kurr.

Für die kulturelle Entwicklung des Landes hat die Dynastie der Kascharen wenig geleistet. Obgleich Schilten, fühlten sich doch Aga Mohammed und seine Nachfolger, wie sie schon durch die Erwählung Teherans als Residenz be- fundeten, als Türken. Für die alte arabisch-iranische Kultur Kaschistans, Ghuzistan und Turistan, d. h. die Gebiete am Persischen Golf und westlich vom Tigris, zeigten sie nicht das geringste Verständnis. So versahen die für den Ackerbau des Landes nötigen Bewässerungs- anlagen und die Handelsstraßen, die im

Nach an inneren Wirren fehlte es nicht. Als 1834 Dath-Mli starb, kam es zum Kampf zwischen seinen Verwandten um die Frage, wer von ihnen den Thron besteigen solle, bis schließlich der von England und Rußland unterstützte Mahmed, ein geistig und körperlich zerrütteter Enkel Dath-Mlis den Platz behauptete. Beide Mächte hatten nicht falsch kalkuliert, als sie Mahmed, den unselbständigsten unter allen Thronprätendenten, zur Herrschaft verhalfen, denn bald wurde er zum willentlosen Spielball ihrer Politik, den sie nach Belieben gegenein- ander ausspielten. Den größten Erfolg im politischen Intrigenspiel hatte zunächst Ruß- land. Es verleitete den Schah zu einem zwei-

zwischen Rußland und England änderte sich auch nicht, als 1848 Nasr ed-din den Thron bestieg; ein Mann, der zwar nicht körperlich so geschwächt war, wie sein Vater, irgendwelche besonderen Fähigkeiten aber nicht besaß, man mußte dann seine kindische Eitelkeit, Launenhaftigkeit und gedankenlose Verwundungssucht als königliche Tugenden betrachten.

Zunächst suchte Nasr ed-din Reformen durch- zuführen und berief Mirza Faah Chan zum Bezier, der die sich gegen Nasr ed-dins Thron- folge auflehrenden Rebellen in der Provinz Chorassan niederstieß und mit brutaler Strenge die religiösen Unruhen in Sivahan unterdrückte. Als er aber, um Persien von dem Einfluß Eng-



Enthüllungsfeier des Auer-Denkmales
auf dem Zentralfriedhof zu Friedrichsfelde bei Berlin

16. Jahrhundert die Sassiden wiederhergestellt hatten, aufs neue.

Statt die inneren Verhältnisse des Landes zu regeln und seine Kräfte zu entwickeln, ließen sich die ehrgeizigen Nachfolger Aga Mohammeds, aufgestachelt durch die französische und russische Diplomatie, in verschiedene Kriege mit Rußland ein, die sämtlich unglücklich für Persien ausfielen und dem Volk riesige Abgaben auferlegten. Zuerst verlor Persien unter dem Schah Dath Mli 1802 an Rußland Georgien, dann 1813 alle seine übrigen Besitzungen südlich vom Kaukasus und 1828 auch Armenien mit Erivan. Außerdem wurde Persien in dem 1828 am Turf- mantchai geschlossenen Frieden eine Kriegskosten- entschädigung von 80 Millionen Rubel auf- erlegt.

maligen Angriff auf Herat, um dieses die Straße vom russischen Transkaspien nach den englisch- indischen Besitzungen sperrende Bollwerk zu er- obern und dadurch die spätere Besitzergreifung durch Rußland vorzubereiten. Doch als Eng- lands Truppen in Afghanistan einrückten und der Hafenplatz Abuschehr am Persischen Golf von ihnen besetzt wurde, erlangte alsbald Eng- lands Einfluß in Teheran das Übergewicht. Allerdings nicht lange; Rußlands Drohung be- wog alsbald den Schah, sich wieder den russischen Wünschen zu fügen. Er trat 1846 an Rußland die persischen Häfen Meicht und Asterabat als Sta- tionshäfen für die russische Flotte ab, das heißt, erkannte Rußlands unumschränkte Herrschaft auf dem Kaspischen Meer ohne größere Einwendun- gen an. Diese Stellung Persiens als Pufferstaat

lands und Rußlands zu befreien, gegen die von beiden Mächten bestochenen Winklinge des Schahs sowie gegen die am Hofe in Teheran herrschende Verwundungssucht und Korruption einschritt, wurde er nach altem Rezept beiseite geschafft, d. h. ermordet. Nun nahm die frühere Höflingswirtschaft wieder ihren Lauf. Auf Anstiften Rußlands eröffnete im März 1852 Persien aufs neue den Angriff auf Herat. Eng- land intervenierte. Es drohte mit einer Be- legerung der südlichen Hafenstädte, und als der Schah sich auf die passive Resistenz verlegte, be- setzte eine englische Flotte Abuschehr am Per- sischen Meerbusen und landete dort 9000 Mann. Darauf ließ Persien Herat fallen. Kaum aber war die Gefahr vorüber, als abermals persische Truppen in Afghanistan einrückten und im

Jahre 1855 Gerat eroberten. Wiederum antwortete England mit der Befehung Abuschehr. Diesmal dachten der Schah und seine Gläublinge nicht so leicht nachzugeben. Ein persisches Truppenkorps rückte gegen Abuschehr vor, wurde aber mit leichter Mühe von den Engländern zurückgeworfen. Und auch ein anderes vor Mohammerra liegendes persisches Korps erlitt durch die englische Flotte bedeutende Verluste. Der Schah sah sich daher wiederum gezwungen, Englands Forderungen nachzugeben.

Gewarnt durch diese Erfahrungen, hat sich Nasr ed-din gehütet, während seiner weiteren Regierungszeit, die sich bis zum Jahre 1896 erstreckte, England wieder offen herauszufordern, obgleich auch weiterhin Rußland am Hofe die erste Geige spielte. Um so mehr hatte die Regierung damit zu tun, im Nordosten die Einfälle der Turkomanen abzuwehren und im Innern die bald hier, bald dort ausbrechenden politischen und religiösen Rebellionen niederzuhalten.

Wie das Christentum, bevor die Papstkirche ihre Macht begründete, die Religion der Armen und Gequälten war, so hatten auch einst die bedrückten Volksschichten Franz vor der grausamen Despotie der arabischen Kalifen und der Osmanen Zuflucht in den mystischen schiitischen Lehren gesucht. Kaum erlangte aber der Schiitismus im wiedererstandenen Persien die Stellung einer Staatskirche, als auch schon in der Priesterschaft das Streben nach der Hierarchie hervortrat. Die frühere kirchliche Selbständigkeit der Gemeinden schrumpfte mehr und mehr zusammen. Innerhalb der Priesterschaft trat eine hierarchische Gliederung ein, deren Spitze, der Imam-Dschuma, die mächtige Stellung erlangte, die bei den sunnitischen Türken der Großmufti einnimmt. Er ist gewissermaßen zugleich Kirchenoberhaupt, Kultusminister und höchster Ausleger des Koran, besonders der koranischen Rechtslehren.

In den südwestlichen Gegenden Persiens, besonders in den Provinzen Farsistan und Kerman, deren Bevölkerung am besten die alten persischen Ueberlieferungen bewahrt hat, stieß diese Entwicklung auf entschiedenen Widerstand. Mehrfach sonderten sich im Laufe der beiden Jahrhunderte von der schiitischen Hauptkirche kleine Sekten ab, die teils auf frühere schiitische Traditionen zurückgriffen, teils indische Religionsanschauungen aufnahmen. Die wichtigste dieser Sekten, gegen die nicht nur die schiitische Hauptkirche, sondern das ganze offizielle Persien noch heute den Kampf führt, ist die erst vor siebzig Jahren von dem Schwärmer Ali Mohammed in Schiras gegründete Sekte der Babilen, sogenannt, weil ihr Begründer sich und seine Lehre als „Bab“, d. h. als die Tür oder Pforte bezeichnete, durch die man allein zur richtigen Gotteserkenntnis und Seligkeit zu gelangen vermöge.

Die Sekte der Babilen oder Babi ist den politischen und kirchlichen Gewalthabern nicht nur deswegen verhaßt, weil ihre Lehre an die pantheistischen Anschauungen früherer Zeit wieder anknüpft, sondern vornehmlich, weil sie jede Verechtigung der schiitischen Hierarchie sowie der persischen Despotie leugnet und eine Art kommunistischer Gleichheit predigt. Nicht einen Produktionskommunismus, eine

Gemeinschaft der Produktionsmittel, sondern nach der Art der mehrchristlichen Lehre eine gewisse Gemeinschaft der zur Lebensfristung nötigen Genußmittel. Aller Besitz, lehrte Bab, ist Gottes Eigentum und dem einzelnen nur zur Nutznießung überlassen unter der Bedingung, daß er davon dem, der nichts hat, nach Bedürfnis zuteilt.

Obgleich Ali Mohammed 1848 auf Betreiben der schiitischen Geistlichkeit ergriffen, und da er nicht widerrufen wollte, erschossen wurde, hat seine Lehre unter der armen ackerbautreibenden, von der Regierung ausgepreßten Bevölkerung weite Verbreitung gefunden, besonders im südwestlichen Persien; doch haben fanatische Apostel die Lehre selbst bis über die nördlichen Reichsgrenzen hinausgetragen und namentlich in Masenderan und Tabaristan (den Gebieten am Südufer des Kaspischen Meeres) „Bekennern“ gewonnen. Vergebens suchte die Regierung die neue religiös-politische Bewegung im Blute zu ersticken, vergebens ließ sie die Führer hinrichten und 1852 ein blutiges Gemetzel unter der Sektierern veranstalten, sie vermochte die neue Lehre nicht auszurotten. Immer wieder tauchten, sobald ihnen die Gelegenheit günstig schien, die Babilen auf. Auch in der heutigen revolutionären Gärung spielen sie ihre Rolle als Untergraber der Autorität der schiitischen Priesterschaft und des Schahs.

Zu den religiösen Gegensätzen zwischen den Sunniten, orthodoxen Schiiten, schiitischen Sekten und den persischen Christen (meist Alt-Nestorianer der gegen Ende des 5. Jahrhunderts von Thomas Barsumas gegründeten chaldäisch-christlichen Kirche oder zur römischen Kirche übergetretene, den römischen Papst als Oberhaupt anerkennende sogen. unierte Nestorianer) gesellen sich die scharfen Massen- und Wirtschaftsgegensätze zwischen den ganz verschiedenen Bevölkerungselementen des Reichs; Gegensätze, die unter Nasr ed-dins Regierung keineswegs überbrückt, sondern durch die einseitige Begünstigung der Türkenstämme und die enorme Steuerbelastung der alleingeseßenen ackerbautreibenden Bevölkerung vielmehr noch verschärft worden sind.

Die Bevölkerung Persiens besteht aus einem höchst eigenartigen Rassengemisch. Der arischen Bevölkerung des alten Iran sind im Laufe der Geschichte so häufig arabisch-semitische, türkische, tartarische, südmongolische und hindostanische Rassenelemente aufgepfropft worden, daß man den größten Teil der Bevölkerung Irans als Mestizen bezeichnen kann. Aber die Mischung dieser Elemente ist nicht in allen Teilen des Landes gleichartig erfolgt. In den südwestlichen Provinzen überwiegt die arabisch-semitische, im Nordwesten die tartarische und kaukasische, im Nordosten die turkomanisch-irgische Weimischung, daneben finden wir unter den Nomadenstämmen der Weidegebiete des östlichen Persiens eine Reihe Stämme, die ihre türkischen Rassenelemente ziemlich rein bewahrt haben.

In Persien selbst unterscheidet man zwei Hauptmassen: die „Tadschiks“, die Ackerbau, Handel und Gewerbe treibenden gemischten Nachkommen der alten Perser und Meder, und die „Platz“, die Nachkommen der eingewanderten türkischen und arabischen Stämme, die meist ihre alte nomadische Lebensweise wie ihre über-

lieferte Stammesverfassung bewahrt haben und unter einheimischen Häuptlingen stehen. Die Tadschiks, die ungefähr drei Viertel der Gesamtbevölkerung Persiens bilden, haben ihren Wohnsitz vornehmlich in Süd- und Westpersien sowie in den ackerbautreibenden Distrikten, den Flüssen und Gebirgstälern, der Nordprovinzen und Ostirans, während die nomadischen Platz meist auf den Gebirgsrändern des nordöstlichen und östlichen Persiens mit ihren Herden umherziehen oder die Hochlandswiesen Ostirans besetzen. Beide Volksteile sind also nicht nur durch ihre Rassenverschiedenheit, sondern auch durch ihre ganze Lebens- und Beschäftigungsweise voneinander getrennt. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Tadschiks treibt in Khuzistan (im Süden der großen Salzwinde), in Farsistan und Kuristan Nomadenwirtschaft; die meisten sind Bauern, Handwerker, Händler oder Dienende. Umgekehrt sind nur wenige der türkischen Platz zum Ackerbau übergegangen. Wo das aber der Fall ist, da haben sie durchweg den größten und besten Teil des Bodens der früheren Bevölkerung entzogen und spielen jetzt dieser gegenüber die Grundherren. Bedingt durch diese Verschiedenheit der Lebensweise und die gelegentliche Ausplünderung der ackerbautreibenden Bevölkerung durch einfallende Horden der Platz schon gegenseitige Feindschaft, so kommt noch hinzu, daß ein nicht unbedeutender Teil der Nomadenstämme an den sunnitischen Glaubenslehren festhält, während die Tadschiks mit Ausnahme der spärlichen Parsen (Feueranbeter) in den Provinzen Farsistan und Kerman und den nestorianischen Christen in Aserbeidschan (vornehmlich am Urmia-See) Schiiten sind.

Von der Gesamtbevölkerung Persiens, die zurzeit nicht mehr als 8½ Millionen Personen betragen dürfte, bilden die Platz kaum den fünften Teil; dennoch sind sie die von der Regierung des Schahs bevorzugte, herrschende Klasse Persiens. Von den meisten Steuern befreit, regieren sie selbst nach ihren alten Satzungen und setzen, wenn sie ernstlich drohen, fast immer ihre Forderungen durch; denn nicht nur ist die herrschende Dynastie selbst aus dem türkischen Nomadenstamm der Kadsharen hervorgegangen, sondern die nomadischen Stämme sind auch sehr kriegerisch, und eine Mißachtung ihrer Wünsche und Interessen könnte sie leicht zum Aufstand reizen.

So werden denn aus dem Tadschik, vornehmlich aus dem Bauern, fast alle Staatssteuern herausgepreßt. Außer der Kopfsteuer, die er für sich und die Seinen zu entrichten hat: eine Steuer, die in den meisten Gegenden 5 Keran pro Kopf (zirka 3 Mk., beinahe der Preis für einen Zentner persischen Weizen) beträgt, muß er noch eine hohe Grundsteuer und den Zehnten von seiner Rohernte entrichten, ganz abgesehen von den häufigen Auflagen für besondere Zwecke und den Distrikts- und Gemeindeabgaben. Immerhin so hoch auch diese Steuern, die nicht selten ein Viertel des Gesamtverdienstes eines Kleinbauern verschlingen, die ackerbautreibende Bevölkerung belasten, so würde diese doch herzlich froh sein, wenn nicht durch das korrupte Regierungs- und Beamtensystem aus der Bauernschaft oft mehr als das Doppelte der Summe herausgeschunden würde, die sie rechtmäßig zu zahlen hat.

((Schluß folgt.))

Die elegante Freundin.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

Vor dem Straßendurchgang, der auf den Vorhof der großen Zirkuspapierfabrik führte, standen die jungen Mädchen und warteten auf andere, die später mit dem Umkleiden fertig geworden waren. Auch etliche Männer kamen, man grüßte sich, nach dieser Seite gingen zwei

Freundinnen fort, und andere nach drüben, zur Straßenbahnhaltestelle. Immer mehr leerte sich der Platz vor der kleinen Quergasse. Nur noch einige wenige Nachzüglerinnen eilten schnell vorüber. Sie hatten meist irgend eine Verabredung. Unter diesen befand sich Elisabeth Bäumer,

eine Dunkelblondine mit schönem, lebendigem Gesicht. Sie trug bei dem schon recht kühlen Herbstwetter ein marineblaues Kostüm mit anschließendem Jackett aus demselben Stoff, dessen schwarze, buntemaillierte Knöpfe fest geschlossen waren. Auf ihrem wellig toupierten Haar saß

ein flottes Chassenhütchen — die junge Fabrikarbeiterin hätte nach ihrem Neuhäuser recht wohl eine Tochter aus gutsituerter Familie gelten können.

Lisbeth ärgerte sich ein bißchen, daß sie neben Boitzewski, die augenblicklich ihre intimste Freundin war, nicht mehr angetroffen hatte, dann aber ging sie schnell nach dem nahegelegenden Stadtbahnhof, um nach Hause zu fahren. Die Fabrik lag im Osten, Lisbeths Mutter hatte mit ihren vier Kindern ganz weit draußen im Westen der großen Stadt eine bequeme Wohnung inne.

Auf dem Perron des Stadtbahnhofes sah Lisbeth eine junge Dame, die ihr, obwohl sie der Trägerin den Rücken drehte, nach der Figur und Haltung bekannt vorkam. Aufgesichts der stolzen, beinahe affektiert langsamen Bewegungen meinte Lisbeth sich erst recht nicht an irren: Das war Lucie Haltermann! . . . Aber wo hatte das Mädchen diese eleganten Kleider her? In der Fabrik war sie infolge ihrer furchterlichen Langsamkeit absolut nicht vorwärts gekommen. Sollte sie trotz ihrer so oft betonten Verachtung für alle Männer sich nun doch für einen reichen Liebhaber entschlossen haben? . . . Oder war sie am Ende gar gut verheiratet? . . . Interessant genug war sie ja mit ihrer kühnen Nase und dem stahlfarbigen, kühl blickenden Augenpaar, das so gar nicht den Anschein erweckte, als ob es auch verliebt werden könnte. . . . Oder war sie's am Ende doch nicht, die Lucie? . . .

Lisbeth ging schnell weiter, an der Eleganten vorbei, deren langer Chiffonjawl in der Zugluft des Bahnperrons flatterte, und stand, sich rasch umdrehend, richtig vor der ehemaligen Heißdruckerin aus ihrer Fabrik.

Diese nahm das Verwunderungsorgan an die Augen, prüfte gleichmütigen Blickes die frühere Kollegin, die unter dieser Inspektion ganz rot wurde, und sagte dann mit ihrer nachlässigen Stimme:

„Ah, sieh da! . . . ist das nicht Lisbeth Wämmeler?“

Daß die große und brillant gewachsene Lucie weder verheiratet noch verlobt war, das hatte Lisbeth mit einem Blick erfasst. Die langen, gut gepflegten Finger der früheren Kollegin waren unter den gewiß rasend teuren, bis zum Oberarm reichenden Spitzenhandschuhen zwar mit den kostbarsten Ringen bestückt, doch jener einfache Goldreif, der den meisten Frauen wertvoller als alles andere Schmuckstück dünkt, der fehlte! . . . „Also doch einen Freund! . . . und was für einen reichen muß die gefunden haben!“ dachte Lisbeth Wämmeler.

„Du quälst Dich wohl immer noch?“ fragte Lucie jetzt spöttisch.

„Ja, mich will keiner!“ lachte Lisbeth, „wenigstens keiner, der mir solche schönen Ringe schenkt!“

„Gefallen sie Dir?“ meinte die hohe Schlauke leichtthin und hob die Hand mit einer schnellenden Bewegung, „na, um Dich zu beruhigen, kann ich Dich versichern, ich hab' sie auch nicht geschenkt bekommen!“

Lisbeth mochte wohl ein bißchen unglaublich dreinschauen. Die andere lächelte nur, dann sagte sie, ihren wundervollen, weißen Spitzenfächer aufschüttelnd:

„Ich bin Agentin und verdiene rasend viel Geld!“

Lisbeth erwiderte nichts, aber voller Gedanken ließ sie ihren Zug, der eben einlief, vorbeifahren. . . . Wie? Das Mädchen, das in der Fabrik allgemein als beschränkt gegolten und nicht fünfzehn Mark im Afford hatte verdienen können, die war Agentin und machte dabei soviel Geld, daß sie derartig auftreten konnte? . . . Was war denn das für 'ne Arbeit? . . . Lisbeth mußte das erfahren! Nach Hause kam sie immer noch und, wenn Emil schließlich mal 'ne Stunde

warten mußte, davon wurde er auch nicht gleich alle! . . .

Die andere schien ihre Gedanken teilweise zu erraten. Sie sagte plötzlich:

„Das möchtest Du wohl auch ganz gern, kleine, was?“

Lisbeth, die wußte, wie gut es ihr stand, wenn ihre roten Lippen sich teilten und die weißen Zähne sichtbar wurden, lachte herzlich. . . . Na, gewiß, Geld, viel Geld verdienen, das möchte sie schon! . . . Wer wollte denn das heutzutage auch nicht? . . . Natürlich auf 'ne anständige Art und Weise! . . . Denn sonst würde ihr Bräutigam ihr bald auf den Kopf kommen! Sie wäre nämlich verlobt, mit einem ehemaligen Kollegen. . . . ach ja, die Lucie mußte ihn doch auch kennen, er hätte ja damals in der Druckerei bei Cohn Gebrüder gearbeitet. . . . Jetzt sei er aber schon Meister und zum nächsten Herbst, wenn sie beide noch ein bißchen mehr gespart hätten, wollten sie heiraten. . . .

„Na, viel Glück!“ sagte Lucie Haltermann mit ihrer kalten, die Flügel der Sakennale etwas ausblühender Miene. „Du gehst dann wohl waschen oder nimmst 'n paar Auswärtstaschen an?“

„Wieso kommst Du denn dadrauf?“ erwiderte Lisbeth in hellem Mergel, „glaubst Du, mein Mann verdient nicht soviel, daß er uns beide ernähren kann?“

Die Große schlenkerte ihre aus Zilberschuppen geflochtene Handtasche.

„Na, beiß mich man nicht gleich! . . . Ich weiß doch wie's zugeht! . . . Zuerst natürlich, da arbeitet er! . . . Nachher, wenn Kinder da sind und's reicht hier nicht und's reicht da nicht, dann hilft sie 'n bißchen! . . . Und zuletzt, da radert sie sich ab und er geht hin und verkauft die paar Kröten noch! . . .“

Lisbeth wurde ganz still. . . . Solche Fälle gibt's, das war wahr! . . . und es kam gar nicht mal selten vor in ihren Kreisen, daß die Frauen hart mitarbeiten mußten in der Ehe. . . . Aber ihr Emil, nein, der würde nie herumhummeln und seine Familie hungern lassen, dazu war er 'n viel zu ordentlicher und braver Mensch! . . . Sie lächelte wieder. Wenn der nächste Zug kam, würde sie ins Kuppe springen und nach Hause fahren, wo ihr Verlobter womöglich schon wartete. . . .

Indem sagte Lucie:

„Komm doch mal mit und sieh Dir unsere Wohnung an. . . . ich wohne mit meiner Mutter in Halensee. . . .“

Lisbeth schwankte. Was hatte sie davon, wenn diese aufgeblasene Person, wie sie sie jetzt im Stillen nannte, sie ihre Wohnung sehen ließ? . . . Aber ihr schlimmster Fehler, ihre Neugierde, siegte auch diesmal über den vernünftigen Vorbehalt, gleich beizuziehen. . . . Es lag ja auf dem Wege, philosophierte die Trägerin, und sie würde sicher nicht länger als fünf Minuten oben bleiben. . . . Da sahen sie schon beide im Zuge und fuhren zu Lucie hin. Die tante jetzt mehr auf und erzählte der Dunkelblonden von ihrer Badereise. Sie tat dabei gar nicht, als wenn das etwas Besonderes wäre. . . .

„Was mag das bloß für ein Geschäft sein, in dem sie angestellt ist?“ dachte Lisbeth Wämmeler, der ihr eigenes, doch gar nicht häßliches Kleid jetzt, wo sie es mit der kostspieligen Seidenrobe der einstigen Kollegin verglich, absolut nicht mehr gefallen wollte. Sie sann vor sich hin.

In einem der neuen Häuser dicht am Bahnhof Halensee ging die kleine Trägerin durch den mit Marmorkleien belegten Flur, über einen mit Palmen und Blattgewächsen zum Garten umgewandelten Hof hinter der Schlanken her, die unter dem modernen Herbsthut voller

Blumen ihr starkes, kornblondes Haar tief im Nacken trug. In der zweiten Etage klingelte die Große. Nach einiger Zeit öffnete eine Frau, der die ebenfalls seidenrauschende Toilette nicht über einen ordinären Gesichtsausdruck hinweghelfen konnte.

„Tag, Mutter!“ sagte Lucie kurz und drängte die Frau rasch mit einer gewissen Absichtlichkeit zurück.

„Wen hast du denn da schon wieder?“ brummte die Alte und wollte offenbar noch mehr sagen. Aber die Tochter ließ sie gar nicht zu Worte kommen.

„Geh man, geh man!“ sagte sie und, während die alte Frau, die übrigens stark nach Alkohol roch, sich mit mürrischem Gesicht zurückzog, half Lucie der Freundin beim Ablegen und führte sie in ein behaglich eingerichtetes Wohnzimmer, um dann ebenfalls, wahrscheinlich in die Küche, zu verschwinden. . . . Draußen hörte die Trägerin die beiden Frauen ziemlich aufgeregt miteinander reden. . . . was, verstand Lisbeth natürlich nicht, sie war auch immer noch zu sehr erstaunt über diese Umgebung: die hübschen lederbezogenen Eichenmöbel, das schöne Büffet, die goldmachvolle Servante mit dem vielen blinkenden Nickelgeschirr, die entzündenden Stoves am Fenster, die Bilder. . . . das alles, alles gehörte diesen Leuten, die früher in einer armenlichen Stettenwohnung gehaust hatten? . . . Lisbeth erinnerte sich noch ganz deutlich: sie hatte irgendwas Geschäftliches zu bestellen gehabt, als Lucie fortging vom Geschäft. . . . direkt peinlich war es ihr gewesen, wie sie in diese schmutzige, armelige Wohnung hinunter mußte, in der Mutter und Tochter damals hausten. . . . Und jetzt? . . .

Lucie trat wieder ein und brachte ein silbernes Staffeelservice mit seinem Porzellan, Appetitliche Brötchen mit diversem Aufschnitt, Sardinen und Mal in Gelée lagen auf Tabletten und aus dem Büffet holte das große hellblonde Mädchen, das jetzt als Wirtin die Lebenswürdigkeit selber war, noch kleine Törtchen, verschiedene Liköre, Butter und Sonst. Alsdann wurde sie gar nicht müde, Lisbeth zu nötigen.

Und das hübsche Mädchen mit ihren acht zehn Jahren und ihrem geübten Appetit, der nicht Wunder nehmen konnte nach der zehnständigen Arbeit, griff tapfer in die vollen Schüsseln.

Ein Täfelchen Staffe nach dem andern wurde rasch getrunken, der süße Likör schmeckte vorzüglich und schließlich brachte Lucie Haltermann noch Zigaretten. Die beiden Mädchen hatten sich ihre Wägen etwas aufgemacht, sie lagen in den bequemen Sesseln und pafften, die Papierröllchen zwischen ihren weißen Fingern haltend, mit Grazie. . . .

Plötzlich sagte Lucie:

„Möchtest du mich immer so haben?“

Lisbeth nickte, und schon ein bißchen angeekelt, lachte sie bellend.

„Aber ja, das ist ja herrlich! Wie machst du das bloß, Du? . . .“

Die andere sah sie an und lächelte dann diplomatisch.

„Das sag ich Dir 'n andermal! . . . Jetzt mach man, daß Du nach Hause kommst, 's is bald neun Uhr und Dein Emil wird schon warten! . . .“

Lisbeth erhob sich verwirrt. . . . Ja, zweifellos, Emil, der sah jetzt schon längst bei ihrer Mutter, voller Angst und vielleicht sogar 'n bißchen eifersüchtig. . . . und Mutti würde gewiß schimpfen! . . .

Sie stand vorm Spiegel und steckte hastig den Hut fest. . . . Jetzt hatte sie's auf einmal furchtbar eilig. . . . Das sagte auch die Freundin, die ihr das Versprechen abnahm, recht bald wiederkommen. (Zerlegung folgt.)

Frühlingswunder.

Ich bin dem Dunst der Stadt entronnen
Und ihrem Värm und ihrer Haft,
Und steh bei der lieben Sonnen
Am lichten Walddesfaum zu Gast.
Ich schaue wie auf andrem Sterne
Ein Zauberland im goldenen Schein,
Mein Auge schweift zur grünen Ferne
Und faugt die Frühlingswunder ein.

Der Himmel spannt die blauen Bogen
Hoch übers duff'ge Frühlingszeit,
Und leise wandern grüne Bogen
In sanften Rhythmen durch das Feld.
In duff'gen Blüten steh'n die Bäume,
Und jede Wiese prangt im Flor,
Und tausend süße Liebesträume,
Die flattern mit Gesang empor.

So war die Welt an jenem Tage,
Als sie entstand aus Himmelschoß:
Vollkommen, herrlich, ohne Plage,
Ein Paradies für Menschenloß.
So sei die Welt! Voll Duff und Sonne,
Voll Blumenpracht und Blütenschnee,
Voll Wein und Brot, voll Lieb' und Wonne,
Und ohne Haß und Streit und Weh.

Mein armes Volk! Frisch auf! Entfliehe
Der Stadt und ihrem dumpfen Leid.
Ermanne Dich! Wohlan und ziehe
Hinaus zur Frühlingsherrlichkeit.
Dort wirst Du reicher auferstehen
Und höh'rer Kräfte werden teil,
Dort wird ein Pfingstgeist Dich umwehen
Und Deiner Seele bringen Heil.

Robert Seidel.

Die Enthüllungsfeier des Auer-Denkmal. Am ersten Maiensonntag, einem sonnigen Frühlingslage, ist auf dem Zentralfriedhofe zu Friedrichsfelde bei Berlin das Auer-Denkmal enthüllt worden. In reicher Zahl hatten sich die Genossen und Genossinnen eingefunden. Dem, der sein ganzes Leben für die Entwicklung der Massenbewegungen Arbeiterbewegung eingesetzt, wollten sie noch einmal nahe sein in der Stunde, da der Ehrenstein, der ihm errichtet ward, enthüllt werden sollte. Gesang leitete die Feier ein und schloß sie. Paul Singer ließ in fesselnder Rede noch einmal das Leben und Kämpfen des Verstorbenen vor dem geistigen Auge der Versammelten vorüberziehen und übergab dann das Denkmal des in unmittelbarer Nähe Wilhelm Liebknechts Ruhenden der Öffentlichkeit. Auf die künstlerischen Qualitäten des Monumentes brauchen wir hier nicht mehr näher einzugehen; Einzelheiten darüber brachten wir bereits in Nr. 48 der „N. W.“ des vorigen Jahrganges.

Eine weichevolle Stimmung lag während der Enthüllungsfeierlichkeit über dem Friedhofe. Wolkenlos glänzte der Himmel. Die ersten Blattknospen der Bäume begannen sich zu entfalten; ihr junges Grün schimmerte licht im Sonnengold. Eine Drossel sang im kahlen Geäst. Schweigend standen die Versammelten in all diesem Frühlingsglanz. Sie dachten des Toten. Und die aus dem weißgrauen Stein herausgemerkelten Züge des Dahingegangenen schauten auf die Frauen und Männer des Proletariats hernieder, als wollten sie sich ihnen noch fester und tiefer einprägen, als es der Lebende durch Worte und Taten getan.

Der Sommer, jene Zeit, die zwischen Blüte und Reife gelegen ist, pflegt in unseren Breiten reich an warmen und sonnigen Tagen zu sein, die jeder gern genießt, der Gelegenheit hat, dem Staub und Dunst der Großstadt zu entfliehen. Der Volksmund beschäftigt sich gern und viel mit dieser Jahreszeit, die dem Kalender nach am 21. Juni beginnt und bis zum 21. September andauert. Von ihr heißt es: „Der Sommer ernährt, der Winter verzehrt“; „Der Sommer ist ein Werber, der Winter ein Verderber“; „Es kann nicht immer Sommer sein, drum sammelt der Kluge für den Winter ein“; „Die im Sommer nicht schneiden, müssen im Winter Hunger leiden“; „Wer nicht im Sommer macht Heu, der läuft im Winter mit Geschrei, und hat zusammengebunden

Stroh, rufend, daß man ihm Heu geb' feil“; „Wer im Sommer schläft ohne Mühe, misset im Winter Wänsche statt Kräfte“. Vom trocknen und vom nassen Wetter handeln andere Sprüche, von denen wir einige an dieser Stelle zitieren möchten: „Sonnenschein hat den Brotschraut nie geleert, dagegen hat Mäße oft Mangel vermehrt“; „Auf einen nassen Sommer fürwahr, folgt Dürre im nächsten Jahr“; „Ein Regenjahr ist kein Segenjahr“; „Sonnensjahr, Sonnenjahr“; „Ein trocknen Jahr ist nie unfruchtbar“; „Trocken Jahr, kein teures Jahr“. Auch die Dürre läßt die Bauernregel, die vom Sommer handelt, nicht unberührt. „Eine Verhe, die jungt, noch keinen Sommer bringt; doch rufen Mäße und Nachtrag, so ist es Sommer überall“. Der Volks glaube will Regelmäßigkeit in allem und jedem. So darf der Sommer nicht kalt und der Winter nicht warm sein: „Im Sommer kalt, im Winter warm, gibt eine Ernte, daß Gott erbarm“. Nebelbildungen steht der Volks glaube nicht ungern. Von ihnen sagt er zum Beispiel: „Sind im Sommer über Wiesen und Fluß Nebel zu schauen, so wird die Luft haltend schön Wetter brauen“. Zur Zeit der Kornblüte muß ein lichter Wind einsetzen und die Halme gut durcheinanderschütteln, soll die Ernte aussichtsvoll sein: „Wenn die Kornhalme in der Blüte sind, so ist gut für sie der Wind“. Ein Sommer ohne Gewitter ist, wie wir weiter unten auch noch sehen werden, kein rechter Sommer: „Wenn's viel donnert und blitzt, wenig Korn am Buchweizen ficht“. Schließlich sei auch noch des Höhenrauchs gedacht, der sich im Spätsommer oft zeigt: „Ist im Sommer Höhenrauch in Menge, ist's ein Vorbote für Winterstrenge“. Diese Zitateauswahl möge genügen, sie ließe sich mit Leichtigkeit reicher ergänzen, doch besagen die einzelnen Reime fast immer dasselbe.

Die für den Sommer charakteristischen Sitten und Gebräuche verteilen sich mehr nach seiner Frühlings- und Herbstgrenze zu, so daß der Johannis tag gewissermaßen den Abschluß des Beginns und der Michaelistag den Anfang des Endes bedeutet. Ist der erstere mehr noch als Frühlingsfest anzusprechen, so haben wir es in dem letzteren bereits mit einem ausgesprochenen Erntefeste zu tun.

Der Hochsommer selbst, der zu einem guten Teil durch die Zeit der Hundstage ausgefüllt ist, erscheint verhältnismäßig arm an Festlichkeiten und Feiern, die im Volke selbst geboren sind. Und das schon aus dem Grunde, weil er für Bauern die Hauptanforderungen an schwere und ausgedehnte Arbeit stellt, die in keiner Weise vernachlässigt werden darf. Erst nach sicher eingebrachter Ernte tritt auch die Festzeit wieder in ihre Rechte, das Leben tollt sich aus und nimmt noch die letzten schönen Sonnentage mit, um sie mit Freude und Lust zu erfüllen. Ist der Sommer vorüber, dann öffnet wieder das dumpfe Haus seine Türen; die langen Wintermonate kommen, an denen man gern an die entschundene Zeit zurückdenkt.

Die Gestaltung der Witterung beobachtet der Landmann aus den verschiedensten Anzeichen, die und fette Bremsen sollen z. B. einen kalten Winter prophezeien, magere hingegen einen warmen. Wächst der Sauerrampfer reichlich, wird der Winter mild kommen. Viele Wänsche künden gleichfalls einen warmen Winter; Schlangen hingegen sagen Kälte voraus. Weizenreichtum weist immer auf starke Kälte hin. Das gleiche prophezeit eine helle Färbung des Himmels. Erscheinen die Ebereschenfrüchte reichlich, kann man sich auf starke Fröste gefaßt machen. Viele Fliegen versprechen eine gute Ernte. Zeigen sich die Mücken spärlich, schauts mit der Ernte mäßig aus. Nebel im Sommer deutet meist eine gute Pflzernte an. Ist der Tau süß, so nehmen die Blattläuse überhand; auch Viehsuchen sind in diesem Falle zu befürchten. Bringt schon der Frühlommer reichlich Tau, dann wird der Herbst früh mit Reif kommen. Abendtau deutet gutes Wetter und gelinde Nächte an; Morgentau bringt heißes und klares Wetter. Viele Gewitter prophezeien einen milden Winter, viel Wetterleuchten eine gute Ernte. Die an Gewittern reichsten Sommer pflegen auch immer die fruchtbarsten zu sein. Langsam rollender Donner bringt anhaltend schlechtes Wetter. Wirbelwinde haben heiteres Wetter im Gefolge. Waldesrauschen ohne Wind sagt Regen voraus. Stellte sich der Lenz früher ein, wird der Sommer nur kurze Zeit andauern.

Die Anschauungen über diese oder jene Eigenschaft des Sommers wechseln natürlich mit der geographischen Lage der Leute, die sie aussprechen. Im allgemeinen aber ähneln alle diese Aussprüche einander und geben so dem ethnographischen Volkscharakter Mitteleuropas ein Gepräge, das als charakteristisch für gewisse Anschauungen und Folgerungen der indogermanischen Volksstämme ange-

sprochen werden kann, soweit die moderne Industrialisierung hier noch keine Unterschiede zu prägen vermocht hat.

Dauerbrandbogenlampen. Bei der heutigen sehr ausgedehnten Verwendung des elektrischen Lichts hat man abends oft Gelegenheit, eine elektrische Bogenlampe zu betrachten, die unter den vielen anderen wegen ihres eigenartigen, silberfarbenen Lichts Interesse erweckt. Wir meinen die Dauerbrandbogenlampen, und aus dieser Bezeichnung geht schon hervor, daß Lampen dieser Gattung eine besondere Sonderstellung einnehmen. Worin sie begründet ist, zeigt ein Vergleich mit den gewöhnlichen Bogenlampen, die an ihrem vollen, bläulichweißen Licht kenntlich sind. In deren geräumigen Glasglocke befinden sich zwei senkrechte, aufeinander zuströmende Kohlenstifte, deren Spitzen in der Mitte durch einen Luftzwischenraum von ein paar Millimeter getrennt, hier aber von einem sichelförmigen Klammchen überbrückt, erhöht und zur intensiven Weißglut gebracht werden. Wie jedes Feuer, verzehrt naturgemäß auch dieser „Lichtbogen“ die Kohle, die die Spitzen bilden ab und die Stifte müssen automatisch nachgeschoben werden; dies veranlaßt ein oberhalb der Glasglocke unter einem zylindrischen Wiedergehäuse verborgenes Uhrwerk, das auch vorher die zur Einleitung des Lichtbogens notwendige Verhinderung der Kohlenstifte bewirkt. Auf diese Weise verfährt sich jeder Stüt immer mehr, bis man beide, wenn die Lampe eine bestimmte Anzahl von Stunden im Betrieb war, gegen neue austauschen muß. Die Hauptursache an der ziemlich schnellen Aufzehrung der Kohlen schreibt man mit Recht der durch die Zugen der Glöde usw. einströmenden atmosphärischen Luft oder besser gesagt, deren Sauerstoff zu, der bekanntlich jede Verbrennung fördert. Sollten also die Kohlenstifte länger ausreichen, mußte man die ängere atmosphärische Luft vom Lichtbogen fernhalten. Da ein luftleerer Raum, so wie in einer kleinen elektrischen Glühlampe, in einem solchen Apparat nicht dauernd zu erzeugen wäre, schloß man die Glasglocke völlig luftdicht ab, der Lichtbogen brauchte den noch darin vorhandenen Sauerstoff auf und war bald nur noch von seinen eigenen Verbrennungsdämpfen eingehüllt. Er erlosch und erlosch nicht direkt, aber er vermochte die einige Millimeter betragende Entfernung von einer Spitze zur anderen nicht wie sonst zu überschreiten. Der Grund dieses störenden Verhaltens lag in gewissen physikalischen Prozessen an der Flamme, sie verliefen indes günstiger, als man durch eine praktische Erfindung Abhilfe suchte. Man ließ nämlich die große Glasglocke wie früher und setzte nur um die Mitte ein kleineres Glasgefäß, das demnach Kohlenstippen und Lichtbogen luftdicht umhüllte. Dann treten andere Erscheinungen auf, man darf die Spitzen etwa 8 bis 12 Millimeter voneinander entfernen, ohne daß der Lichtbogen erlosch, und trotzdem werden die Kohlen wegen des Anschlusses der Luft nur äußerst langsam, bei der üblichen Länge vielleicht in 250—300 Stunden verzehrt.

Mit der Erläuterung dieses Prinzips, nach dem heute die Dauerbrandbogenlampen gebaut werden, ist wohl der Name erklärt. In der technischen Ausführung bestehen sie, gleich den anderen Bogenlampen, aus einem Gehäuse mit Regulierwerk und einer Glasglocke, in der ein Stiftepaar gegen oder nachgeschoben wird. Die kleine Glasglocke um den Lichtbogen, entweder kugelförmig, zylindrisch oder eiförmig, muß deshalb mit Vorrichtungen versehen sein, um die Kohlenstifte luftdicht zu umfassen und gleichzeitig aber auch deren vom Regulierwerk veranlaßte Bewegung zu erlauben. Die erste Forderung kann man jedoch wegen der zweiten und aus anderen Gründen nicht erfüllen, eine dichte Verpackung der Eintrittsstellen würde ja eben die Beweglichkeit hindern. Auf einen hermetischen Verschluss muß man verzichten, man läßt dem Apparat vielmehr so viel Spielraum, daß lediglich die Verbrennungsgase am Bogen bleiben. Es wird also ein wenig Luft zuströmen, und die Kohlen reichen nun ungefähr 200 Stunden aus. Der Lichtbogen bleibt auch da ungestört. Von den anderen Lampen unterscheiden sie sich aber insofern, als zur Speisung dieses langen Bogens nicht 40—45, sondern rund 80 Volt Spannung benötigt werden. Außerdem existieren hier im Dauerbetrieb keine Spitzen an den Kohlen, deren Enden sind vielmehr abgeplattet und der Bogen ruht dort zwischen hin und her. Natürlich verändert sich damit die Lichtausstrahlung; infolge der übrigen Umstände, wie oben erwähnt, auch die Lichtfarbe. Anders wegen der letzteren wird man sonst von einer geringeren Helligkeit der Dauerbrandbogenlampe gewiß über einer „offenen“ bei demselben Stromverbrauch gesprochen haben, doch gegenwärtig hat über den Punkt unter den Gelehrten eine andere Meinung Platz gegriffen.

r. v.

Nachdruck des Inhalts verboten.